



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lienhard, Fritz: Vom litterarischen Jung-Elsaß

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

scharf vom Sternenhimmel abzeichnende Wachturm, die sogenannte Kula krönt. Hier ist die passende Szenerie für eine Uhlandsche Ballade. Hier wird sich des Dichters Phantasie die grinsenden Türkenköpfe hinaubern, die noch zu Ebels, Stieglitzens und Wilkinsons Zeiten von den siegreich heimkehrenden Bergesöhnen als Trophäen aufgesteckt wurden — der bleiche Mond bescheint die verzerren Büge der Opfer — Fledermäuse schwirren — in der Ferne krächzt der Rabe, und das Poetenohr wird auch die Seufzer verlassener Haremsschönen, die einsam auf schwellenden Ottomanen trauern, vernehmen; denn auch hohe Würdenträger der Pforte waren vor dem fürchterlichen Satagan der Feinde nicht sicher. Hier hing denn auch das Haupt des Kara Mustapha, des Paschas von Skutari, den des Landes größter Wladika, Peter I., einst im Engpasse von Krussa in dreitägiger Schlacht besiegt, gefangen genommen und getötet hatte.

Dicht unter dem schaurigen Wachturm, gerade vor uns, steht die anspruchslose Klosterkirche, dort schläft der stolze Sieger, den spätere Zeiten kanonisiert haben, und bei dessen Gebeinen die Nachkommen noch heute schwören. Wenn dann die helle Klosterglocke die zwölfte Stunde verkündet, dann verläßt der heilige Petar Petrowitsch die Holzkiste, in der er liegt, und er wie die Pascha von Albanien führen — sich über die gegenseitige Ungläubigkeit tolerant hinwegsetzend — einen Gespenstertanz auf, und im Kreise herum stehen krummbeinige Türkenstelette, die ihren abgehauenen Schädel unter dem Arme tragen und mit ihren Knochen ein unheimlich-klapperndes Beifallsgeräusch vollführen. Dies alles sieht man wirklich — vor dem Kloster um die zwölfte Stunde — nicht nur, wenn man Poet ist, sondern auch, wenn man der Slibowize viele im Hotel zu Cetinje auf das Wohl der Tschernagora getrunken hat.

O. S.



## Vom litterarischen Jung-Elfaß



U Schutz und Trutz des staatlichen, gesellschaftlichen und sozialen Lebens sind wohl politische und polizeiliche Maßregeln nötig und am Platze; aber eine innerliche Förderung der Kultur muß von anderer Seite kommen. In erster Linie sind die Schule und die Erziehung überhaupt, dann aber das gesamte Geistesleben, und darin die nicht zu unterschätzenden künstlerischen Bestrebungen solche starken innern Kräfte, besonders bei der Wiederangliederung eines Ländchens an eine größere nationale Kultur. Man kann freilich diese Vorgänge von

einem andern Standpunkte betrachten und lediglich feststellend bemerken: In einem gewissen Zeitpunkt einer im einzelnen unkontrollierbaren Entwicklung bricht der nationale, der stammestümliche Geist eines wachzurüttelnden Gaues ganz von selbst aus. Und wenn geistige oder künstlerische Bewegungen lebendig werden, so ist dies nur ein Anzeichen fortgeschrittener innerer Entwicklung. Nun, beide Auffassungen haben ihre Berechtigung und müssen sich sogar ergänzen; das Phlegma des zweiten ist für das reformatorische Feuer des ersten eine wohlthätige Beruhigung, während umgekehrt die Männer der idealen Forderung für die betrachtenden und beschaulichen Ethnologen zur Aufrüttelung oft sehr notwendig sind.

Man merkt schon, daß ich von einem Sorgenkinde Deutschlands, vom Elfaß und den zweierlei Temperamenten seines Regierungssystems, sprechen möchte. Vom litterarischen Jung-Elfaß soll die folgende Plauderei handeln; und da unser kleines Land am Rhein politisch so hochgespannt ist, wird leider auch das garstige Lied von der Politik notwendigerweise in die Hallen der Kunst hereintönen müssen.

In Straßburg ist eine Bewegung entstanden, die unter der Bezeichnung „Elsässisches Theater“ große Erfolge aufweisen darf. Sie soll uns hier näher beschäftigen, weil sie in jeder Beziehung eine ganz eigentümliche und für das Elfaß charakteristische Zeitererscheinung darstellt. Es handelt sich um die plötzlich dort in der Südwestecke aufgeblühte oder auch aufgewucherte Dialektdichtung.

Nach unsrer ästhetischen Ansicht stehen wir diesem Gebiete nicht abgeneigt gegenüber. Wir haben alle mit Thränen der Rührung und des Lachens, selbst in Oberdeutschland, Fritz Reuter gelesen; wir kennen Hebel's herzige alemannische Gedichte; wir schätzen Groth, Holtei, Usteri, Arnold und so manche andre. Wir wissen, daß manche gute Schnurre ihren ganzen Wert verliert, wenn sie nicht in der drolligen, schalkhaften Mundart vorgetragen wird; wir haben die Bemühungen Goethes, Herders, der Brüder Grimm um Volkstum, um Märchen und Sage studiert; wir sind von der Notwendigkeit einer fortwährenden Auffrischung und Bereicherung der Schriftsprache durch die Mundart tief überzeugt. Wenn aus all diesen Erwägungen und Vergleichen heraus oder auch aus einer herzlichen Liebe zum Stamm und zum Volke jene elsässische Bewegung erwachsen wäre, so dürfte man ihr Glück wünschen und ihren Hauptvertretern — Greber, Stoskopf, Hauß, Horisch, Bastian und auch Schneegans\*) — frischweg die Hände schütteln. Wie ist das nun?

\*) Schneegans, der Sohn des bekannten verstorbenen Schriftstellers, ist von der andern Gruppe auszunehmen. Sein dramatisches Zeitbild „Der Pfingstmondada vum hitt ze Daa“ (Straßburg, Verlag von Karl F. Trübner) ist in seiner weitfichtigen Unbefangenheit, seiner Herzenswärme, seiner trefflichen und gebildeten Charakterisierungsweise jetziger elsässischer Typen ganz vortrefflich und jedem, der den heutigen Kulturzustand des Elfaßes studiert, als durch und durch echt zu empfinden.

Nach ruhiger und reiflicher Betrachtung kann man sich leider dem Eindruck nicht verschließen, und das ist eben das Eigentümliche an diesen Bestrebungen, daß hier im wesentlichen ganz andre Triebkräfte thätig sind.

Die Gruppe, die sich unter der Leitung des Direktors Alexander Hefler zum allsonntäglichen Theaterspiel im großen Saale der „Reunion des Arts“ zusammengethan hat, besteht ihrem Kerne nach aus den städtisch-elsässischen Elementen, die unter sich meist französisch sprechen oder doch das gelungne „Elsässer Ditsch,“ mit zahllosen französischen Brocken und Satzteilen, das in unsern Witzblättern gelegentlich zu heitern Scherzen Stoff giebt: eine Mundart, deren wesentlicher Bestandteil geradezu die Vermischung mit französischen Halbsätzen und mit städtischen Wendungen ist, eine verkünstelte, verdorbne, verstädterte Mundart. Daran ist nicht zu rütteln; und die Vertreter dieser Bewegung könnten das eine zu ihrer Verteidigung ins Feld führen: aber so sprechen doch nun einmal „die Straßburger,“ „die Elsässer,“ worauf man ihnen sofort wieder antworten könnte: Ja, so spricht in der That ihr, und so sprechen zahlreiche Elsässer, aber so sollte nicht die Kunst durchweg und an und für sich sprechen dürfen, und ihr solltet nicht gerade in solcher allerdings leider drollig wirkenden Behandlung unsrer verfranzöselten Mundart eure witzigen Wirkungen suchen! Dies ist der eine Punkt; aber die Sache geht viel tiefer: diese Lokaldichter sind im ganzen auch dem Gemüt nach verstädtert. Bei aller Volkspoesie ist es in erster Reihe das tiefe, reine, ursprüngliche Gemüt, was uns so in den einfachsten Worten zu Herzen spricht. Das Gemüt, das uns in Schmerz und Mitleid, in Liebesweh und Abschiednehmen ebenso ergreift, wie es uns in heitern Stunden durch kernigen, aber nie verletzenden Humor oder durch treuherzige Schalkhaftigkeit entzückt. Wie herrlich reich ist die Volkspoesie! Wie eindringlich, um an die Größten zu erinnern, etwa an Homer, das Nibelungenlied oder auch an Heliand! Selbst Shakespeare könnte hier herangezogen werden oder unser Hans Sachs. Ihr Grundton ist das tiefe Gemüt, das herzlich oder eindringlich-ernste innerliche Mitleiden und Mitfreuen, Mitweinen und Mitlachen. Es ist das ein Vorzug sogar noch höherer Art; es ist hier mit dem tiefen Mitempfinden zugleich noch eine sittlich-reife Gabe der Abschätzung, der Gerechtigkeit verbunden, die das bunte Spiel in Harmonie ausklingen läßt. Denn die „Moral“ hinten in Hans Sachsens Schwank ist durchaus keine Mode, sondern ebenso organisch und notwendig wie die frischen Schlußworte der Shakespeariſchen Tragödien oder die schalkhaft-versehnenden Epiloge seiner Lustspiele.

Diesem echten Humor, zu dem viel Gemütsreichtum gehört, steht nun aber die Komik durchaus schroff gegenüber. Die Komik, diese Tochter des Zirkus, des Tingeltangels und mancher Stammtische, greift nicht in die Seele, sie wendet sich an das Zwerchfell eines unterhaltungslustigen und verflachten Publikums. Der Handlungsreisende ist unter Umständen einer ihrer ge-

wandtesten Vertreter; Halb- und Scheinbildung, gesellschaftliche Beweglichkeit, Kaffeehaus und gesellige Gruppen sind ihr notwendiger Untergrund, während sich der echte Humorist wie Jean Paul gerade allein, wie das urvergnügte Schulmeisterlein Wuz, mit jedem Blatt und Käser am drolligsten unterhält, durch jede Absichtlichkeit und Berechnung aber, dieses unentbehrliche Kennzeichen der Komik, nur gestört, verwirrt, gelähmt wird. Der Humorist schafft und schreibt und spricht aus behaglichster Seelenstimmung, aus überquellendem Wohlwollen heraus, ganz gleichgiltig, ob man ihn bewundre oder nicht. Er ist eine geschlossene Welt für sich; in seinen lustigen Stücken mit seinen Falstaffs und Malvolios und Zettels vergißt man die nüchterne Umgebung; das Behagen, der Seelenreichtum des warmherzigen Schöpfers teilt sich dem Zuhörenden mit: gesünder, erwärmt er und reicher als zuvor kehrt man aus dieser sonnigen, verfühnenden Welt in die Welt der Gegensätze und der bloßen — Späße und Wiße zurück. Warmherzigkeit — das ist das Ausschlaggebende! Und um nun zu unsrer städtisch-elsässischen Gruppe zurückzukehren: diese Warmherzigkeit, diese seelische Tiefe und Fülle fehlt den geselligen jungen Leuten; sie sind Komiker, keine Humoristen.

Dies hat wieder seine tiefern Ursachen. Die Franzosen sind im allgemeinen nicht das Volk der Humoristen, trotz des feinen und milden Béranger, des weltweisen La Fontaine, des satirischen Molière, oder der Heiterkeit der Südfranzosen (Daudet, Claude Tillier). Der Verstand ist dort zu hell und beweglich, die Spöttelsucht in geistreicher Form zu ausgeprägt, das Gemüt aber zu wenig behaglich, zu wenig in ruhige und gelassene Wärme vertieft. Das sind Eigentümlichkeiten der Rasse. Dafür blühen dort drüben der Esprit und die Satire, die in oft sehr graziösen und geistvollen Formen geäußert werden, unser deutsches Herz aber im Grunde kalt lassen. Nun ist leider der Elsäßer auch hierin — ich meine den verstädterten Elsäßer — eine traurige Zwittergestalt. Die Ausbildung des Gemüts ist nicht gerade allzu innig und herzlich dort in den Städtchen am linken Oberrhein; dafür hat um so mehr Föppel- und Spöttelsucht, Pläster an einem güete Späßl u. dergl. Einzug gehalten, die zwar „gemütlich“ aussieht, aber von wenig wahrer Herzlichkeit zeugt; und was das Entscheidende ist: bei diesen Späßle und Föppeleien, die sehr oft stachlig sind, auch „pikant“ werden können, fehlt der französische Formensinn und der angeborne Pariser Esprit. So kommt also in viel tieferm Sinn in den „Lustspielen“ unsrer modernen Elsäßer der ungemein charakteristische Zwittercharakter der gesamten jetzigen Stößburjer zum Ausdruck. Unernst sind sie, aber darum noch lange nicht heiter; die deutschen Tugenden haben sie verwischt, darum aber noch lange nicht die französischen angenommen.

Es ist noch etwas andres, und zwar etwas Politisches, zu berücksichtigen, wenn man diese lehrreiche kleine Bewegung richtig erfassen will. Aus dem Protestkertum beginnt sich dort nach und nach ein Partikularismus zu entwickeln. Diese jungen Künstler, die sich auch in der Malerei auszeichnen,

können natürlich nicht mehr in dem ihnen am meisten geläufigen Französisch dichten, können aber ebenso wenig — und wollen noch weniger! — behufs gründlicher ästhetischer, sprachlicher, litterarhistorischer Vertiefung das leidige Deutsch benutzen: sie verfallen also, aus Elßfertum, aus Partikularismus, auf den trefflichen Ausweg, die neutrale Mundart in Schwung zu bringen! Dies ist geradezu der entscheidende Grund, der uns neben allem andern vollends die starken äußern Erfolge der muntern Gruppe und ihres elßfischen Theaters verstehn läßt. Auch die Bevölkerung ist für deutsche Kunst und derlei Schwödings noch nicht zu haben; einige aristokratischere Kreise pflegen mit Zähigkeit französische Litteratur und lassen die Werke von Kofstand, Bourget, Loti u. a. von Haus zu Haus wandern; die Masse aber, die im elßfischen Theateraal lacht und klatscht, ist eben der richtige demokratische Grundstock des jetzigen Straßburgischen Bürgertums, des Bürgertums, das aus unreifem Jut den Bebel wählt, das vom Schwob nichts wissen mag und, offen gestanden, sich auch von den welschen hitzigen Revanchemännle nicht allzu arg aufregen läßt, wenn auch einmal einige betrunkene Hitzköpfe die Marseillaise singen: kurz, die richtigen „Elßfer, sunsch nix.“ Hier haben diese nicht eben sehr kunstfönnigen Kreise so etwas wie eine spezifisch elßfische, eigens für sie zurechtgemachte „Kunst“ gefunden. Da zudem jene Gruppe überall in der Presse und in der Bevölkerung, in Straßburg wie in Kolmar oder Mülhausen, ihre gemütlichen Kaffeehaus- und Biertischfreunde hat, so ist mit spielerischer Leichtigkeit eine laute Bewegung geschaffen worden, die noch auf eine Weile hinaus das Tagesinteresse beschäftigen wird.

Und hier ist nun die Stelle, wo man zu direktem Tadel übergehn muß. Es hat sich hierbei wieder einmal gezeigt, was man auch in München und Berlin beobachten kann: wie leicht eine geschlossene Gruppe das Urteil der Presse und anderer öffentlicher Organe täuschen und beeinflussen kann. Eine der erfolgreichsten der lustigen Possen, die im elßfischen Theater zur Aufführung kommen (gelegentlich untermischt mit naturalistischen Bildern wie Grebers „Lucie“ oder Hauß' „Danneholz“), war kürzlich „Der Maire“ von dem auch als unterhaltfamer Versdichter schon bekannten G. Stoskopf (Straßburg i. E., Verlag von Schlesier und Schweikhardt). Dies ist nun, daran kann kein ästhetisch gebildeter, aber unbefangener Beurteiler zweifeln, eine mitunter ganz geschickt, mitunter aber auch recht grob gemachte Posse, nichts weiter. Die vortreffliche Gelegenheit, einen streberischen Maire, diese so bekannte elßfische Figur, zu zeichnen und zum Typus zu vertiefen, hat Stoskopf nicht auszunützen gewußt, weil er zwar über etlichen muntern Wit, aber über zu wenig Gemütsfülle und Herzlichkeit verfügt, ästhetisch auch viel zu wenig ernst und durchgebildet ist, was ja vielleicht noch kommen kann. Aber der Schwank, dessen Haupteffekt darin besteht, daß ein junger altdeutscher Gelehrter vom Bürgermeister als Tierinspektor behandelt, in allen Ställen herumgeschleppt und sonst gefoppt wird, während ihm ein elßfischer Krämersohn die Braut wegschnappt:

dieser Schwank wurde natürlich ungemein von den Straßburgern bejubelt. Der Subel steckte die Presse an, und statt mit einem gelassen lächelnden „Na ja“ über den dreiaktigen Ull zu berichten, vergriffen sich selbst ernste Blätter wie die „Straßburger Post“ so gründlich in der Tonart, daß sie in spaltenlangem Aufsatz das „prächtige Volksstück“ rühmten. Daraufhin wurde natürlich auch die Behörde in die künstliche „Bewegung für Mundartpoesie,“ die da über Nacht aufgeschossen war, hineingezogen: der Statthalter, nebst Frau Gemahlin, besuchte die Vorstellung der Partikularisten, ließ sich den Dichter, Direktor usw. vorstellen und beschenkte zu allem Überfluß das Unternehmen mit dreitausend Mark! Auch der Gemeinderat beschloß, ein etwaiges Defizit bis zweitausend Mark zu decken. Zugleich entbrannte zwischen dem elsässischen Dichter Christian Schmitt, der mit streng deutscher Gesinnung das Vereinsblatt des Alfabundes, die „Erwinia,“ leitete, wegen einer scharfen Kritik, die er darin veröffentlicht hatte, mit dieser Gruppe ein heftiger Kampf, der — wie bezeichnend! — sofort von den demokratischen und klerikalen Blättern aufgenommen wurde, die einstimmig über den Bibliotheksbeamten Schmitt herfielen und ihm, teilweise in unfeinen persönlichen Artikeln, auf das schärfste zusetzten, sodaß er jetzt die Leitung der „Erwinia“ niedergelegt hat. Seine eigentümliche partikularistische Kunst aber beherrscht unumstritten das Feld und wird ohne Zweifel noch eine ganze Weile auf dem Platz bleiben.

Und nun? Was dürfen wir aus alledem für unser Elfaß befürchten oder erhoffen? Soll ich trotz alledem ganz offen sein: ich erhoffe, allerdings mittelbar, von dieser sonderbaren Bewegung weit eher Vorteile, als daß ich von ihr Nachteile befürchte. Vor allen Dingen ist eins mit Freuden zu begrüßen: es ist doch wieder einmal Leben im toten, mürrischen, verdrossenen Elfaß! Sodann liegt ja freilich die Gefahr nahe, daß der Sinn für hohe und ernste, für wahre Kunst durch diese Halb- und Scheinkunst verdorben werden könnte, falls sich die Herren nicht vertiefen und entwickeln, woran ich noch nicht glaube. Aber es ist mit dergleichen Moden gemeinhin so: die leichtfertigen Elemente werden, gestachelt vom Erfolge, immer leichtfertiger und suchen sich immer mehr in Effekten und Späßen zu überbieten. Sie „schreiben sich aus,“ wie man zu sagen pflegt; ebenso könnte man vom Publikum sagen, es lache sich doch wohl endlich aus und — kommt endlich an einen Scheideweg. Die ernstern Leute werden zu höherer Kunst übergehn, die andern werden gelangweilt zur Bierbank oder zu einer andern Mode zurückkehren. Dies wird sicherlich auch der Entwicklungsweg dieses Übergangstheaters, seines Publikums und seiner Dichter sein.

Fritz Lienhard

